Die Reise nach Ikarien.

Roman von E. Eckhardt.

(12. Fortsetzung.)

„Wieviel ich das Zimmer einmal sehen? Ist er verwüstet?"

„Nein, es ist noch nicht verwüstet. Sie können es jetzt gern sehen."

Sie schlossen die Türen, welche Alles noch, nach Georg Heides Tod mit treuen Blicken auf die ihm so vertrauten Möbel. Der Schreibtisch war leer. Alles Persönliche war von ihm hinweggenommen. Leere, wie leichtatmend frisch, es über die Stücke.

Ein heiter, fremder Raum, der ihm doch heilig war durch die Kämpfe, die sein Weib hier ausgefochten hatte. Wer sie nicht auch um diese schmerzlich gewonnen, wie die Freundin Gertas, von der die Schneiderin erzählt? Waren Ihr nicht auch die nächsternen Flügel der Hoffnung geschmolzen, daß sie hinabstürzen mußte in das Meer der Verzweiflung? Wo irrte sie herum, einsam und hilflos?

Er fühlte, wie alle Härte, aller Groll hinweggeschmolz. Gern hätte er die Arme schützend um sie gebreitet, wie gern ihr den Weg geebnet. Er vergaß ganz, daß er hergekommen war, seine Freiheit von ihr zurückzuverlangen. Ihr Fernsein und ihr stilles Untertauchen in den Wellen des Daseinskampfes hatten ihn viel weicher, schwächer gemacht, als es hundert Tränen Gertas vermocht hätten.

Er raffte sich endlich energisch auf. Die beiden Frauen betrachteten ihn mit neu erwachtem Mißtrauen. Er mußte nun handeln und sprechen. So sagte er:

„Wieviel war meine Frau an Miete bei Ihnen schuldig?"

Die Frauen wurden nun geschmeidig und nannten nach einigem Widerstreben die Summe.

Schweigend legte Georg Heide das Geld auf den Tisch und sagte:

„Die Möbel bitte ich freundlichst einzupacken und mir nach der hier angegebenen Adresse zu senden. Sollte meine Frau je zu Ihnen zurückkehren oder die Möbel verlangen, so sagen Sie ihr, daß ich sie holen ließ."

Er empfahl sich von den beiden Frauen und verließ mit schwerem Herzen das Haus. Es kam ihm wohl in den Sinn, noch auf der Polizei nach Gerta Nachfrage zu halten. Doch gab er diesen Gedanken rasch auf. Vielleicht hatte Gerta Obermeisters geschrieben. Vielleicht wußten die ihren neuen Aufenthaltsort.

Martina hatte sich vorgenommen, George Heide von der Bahn abzuholen und ihm gleich auf dem Heimweg all das Wunderbare zu erzählen, was sich inzwischen begeben hatte.

Sie las seine letzte Karte aus Berlin der Tante vor. Die sagte mit sattem, befriedigtem Lächeln:

„Er ist nun in Berlin. Da weiß es seine Frau schon. Hoffentlich hat er sich nicht betören lassen."

Da fiel ein Gedanke Martina schwer aufs Herz. Wie, wenn Heide wirklich seiner Frau von der beabsichtigten Scheidung sagte, wenn beide sich schweren Herzens dem Unabänderlichen fügten, beide wähnend, einem Zwange sich fügen zu müssen?!

Sie gestand sich selbst kaum ein, daß sie vor Heide ein wenig Furcht empfand. Was würde er zu all dem sagen, was von ihr denken? Doch er wußte es ja, daß sie allein Ginnord liebte, und daß es doch selbstverständlich war, diesem jetzt anzugehören. Er mußte es gleich in der ersten Minute erfahren.

Am Abend vorher war sie bei Obermeisters. Man nahm im Garten die letzten Winterbirnen von den Bäumen. Martina nahm die beiden Knaben Heides mit und achtete in ihrer jungen Liebesseligkeit nicht allzusehr auf die Jungen, die lustig umhertollten.

Frau Obermeister und Rosi schleppten die schweren Körbe in den Keller, und Martina stand mit Ginnord auf dem Hügel und sah in die herbstlich bunte Landschaft hinaus. Sie schmiedeten Luftschlösser und achteten nicht auf Gert, der sich, vom Laufen und Tollen ermüdet, auf den feuchten, kalten Rasen setzte.

Martina schrak heftig zusammen, als die Obermeisterin rief:

„Um Gott, Kind, willst dir wohl den Tod holen! Wie erhitzt du bist! Wir sind fertig und gehen hinauf. Es wird kühl im Garten."

Den ganzen Abend war Gert munter und lustig. Erst als Martina mit den Knaben nach Hause ging, klagte er über Müdigkeit und Kälte. Wimmernd steckte er sein Köpfchen in Martinas Kleiderfalten.

„Bin so müde, und kalt ist mir. Trag' mich!"

Velten hob ihn mit starken Armen zu sich empor. Es war ja Gertas Kind, das er in den Armen hielt, Gerta, die ihn so aufopfernd und selbstlos gepflegt hatte — und die er eine kurze Spanne Zeit zu seiner Lebensgefährtin begehrt hatte, wenn auch nur aus dem Rausch einer einsamen, monddurchfluteten Nacht heraus.

Frau Seber empfing die Jungen und brachte sie zu Bett. Dabei merkte sie, daß Gerts Körperchen vor Frost zitterte. Sie zog ihm ein weiches, warmes Hemdchen an und frich mütterlich zärtlich über die zitternde, kühnste Gestalt.

„Armes Zwerchen, wenn du nur keine Malaria kriegst. Du mußt dich nicht frost werden lassen. Du mußt bei mir liegen und die warmen Decken nehmen."

Sie schlief mit den Knaben in einem Zimmer. Und mitten in der Nacht erwachte sie von einem Stöhnen, Jammern und leisen, heftigem Sprechen. Schlaftrunken ging sie zum Bettchen Gerts. Sie beugte ihm prüfend über die fieberglühende Stirn. Er warf sich ächzend im Bettchen hin und her. Frau Seber erkannte mit kundigem Blick, daß wohl eine böse Krankheit im Anzuge sei. Doch wußte sie nicht, wie sie sich dazu stellen sollte. Die vornehmen Leute pantschten ja wohl gleich mit kaltem Wasser herum. Das traute sie sich nicht. Sie wußte nicht, wie sie das anpacken sollte. Und so Hausmittelchen? Auch eine eigene Sache! Am besten war's, man kochte ihm einen tüchtigen Tee. Sie ging in die Küche und kochte eilig einen Fliedertee.

Doch Gert wandte den Kopf ab, als sie mit dem dampfenden Tränklein nahte. Er schlug angstvoll mit den Händen umher und griff immerfort nach seinem Hälschen, als würge ihn dort etwas.

Ratlos stand die Frau vor dem Bettchen. Ob sie jemand wecken sollte? Vielleicht Fräulein Martina? Das traute sie sich doch nicht. Sie beschloß, abzuwarten, und setzte sich in den Sessel neben dem Bettchen. Es war lautlos still, kein Wunder, daß Frau Seber die Augen zufielen. Als sie spät am Morgen erwachte, klopfte schon der Tag mit seinen Sonnenfingern an die Scheiben. Frau Seber richtete sich erschrocken in die Höhe. Mein Gott, sie war eingeschlafen, wo sie doch Wache halten wollte bei dem armen, kranken Kerlchen. Er lag ganz still, so, als hätten ihn das Fieber und die Schmerzen müde gemacht. Seine Wangen glühten, und der tiefrote, trockene Mund stand lechzend geöffnet.

Da lief die Frau die Treppen empor und holte Martina herunter, die angstvoll vor dem kranken Jungen stand.

„Was tun wir nur, Seber? Ich kenne mich in Kinderkrankheiten so gar nicht aus. Am besten ist's, Sie laufen schnell zu einem Arzt. Ich weiß nicht einmal, welcher der Hausarzt Herrn Heides ist."

„Ich weiß es, Fräulein Martina, es ist der Herr Weißner. Er wohnt gar nicht weit. Ich hole ihn schnell."

Martina räumte schnell ein wenig das Zimmer auf, sandte Andrés in die Schule und benachrichtigte die Tante von dem Krankheitsfall.

„Wenn nur Herr Heide schon hier wäre! Wer weiß, was mit Gert noch passieren kann. Gottlob, heute kommt er."

„Martina, das ist das erste Sehnsuchtswort, das ich von dir höre. Du bist gar nicht wie eine Braut, deren Bräutigam abwesend ist. Und noch immer sagst du „Herr Heide". Hat er keinen anderen Namen? Oder weißt du ihn nicht?"

„Tante, solang' er nicht geschieden ist, betrachte ich mich nicht als verlobt. Es kann noch so vieles dazwischen kommen. Vielleicht versöhnt sich Herr Heide wieder mit seiner Frau."

„Martina, für dieses Wort sollte dich Gott strafen. Wie kannst du nur so reden! Du weißt, daß meine Gesundheit vom Gedeihen der Fabrik abhängt. Und wenn du jetzt nicht heiratest, bekommen wir kein Geld von deinem Vormund. Du weißt doch, er schrieb, er gäbe den Vorschuß nur, wenn in drei Monaten Hochzeit wäre."

Martina sagte leise vorbereitend:

„Es müßte ja nicht gerade Heide sein." . . . .

Die alte Frau richtete sich jäh im Bett auf. Funkelnd und böse ruhten ihre Augen auf dem schönen Mädchen. Langsam, mühsam, wie immer, wenn Erregung ihr die Zunge lähmte, stieß sie hervor:

„Du meinst, ich verstehe dich nicht! Du bist doch keine von denen, die heute den, morgen jenen lieben und heiraten wollen."

„Nein, Tante, ich lieb' nur einen! Velten!"

„Der ist tot, Martina, abgeschafft, unschädlich gemacht. Oder meinst du seinen Bruder?"

Pfeifend, keuchend kamen diese Worte aus der röchelnden Brust. Martina sah, daß sie langsamer vorgehen mußte, um zu ihrem Ziel zu gelangen. Die vorbereitende Dosis war stark genug für den Anfang gewesen. Begütigend strich sie mit der weichen Hand über die Stirn der Kranken und sagte gütig:

„Rege dich nicht auf, Tantchen. Es wird alles so kommen, wie es am besten für uns alle ist. In drei Monaten ist Hochzeit, ich gebe dir mein heiligstes Element. Und ich bleibe hier in Johannisberg, und mein Glück soll dir helfen, die Arbeit so auszuführen, daß keine Konkurrenz ihr einmal entreißen kann. Bist du zufrieden?"

Ihre Sanftmut nicht mit geschlossenen Augen, und ein tiefer Seufzer hob ihre Brust.

Martina trat zum Fenster, um zu sehen, ob der Arzt nicht bald komme. Und betrübt mußte sie staunen, denn sie sahen kam Seber von der Seite der Kirchgasse entgegen, ein paar Schritte hinter ihr der alte Arzt mit den langen, trippelnden Schrittchen, wie sie Greisinnen eigen.

Sie lief hinunter, ihnen entgegen. Der alte Arzt sah sie hinter seiner Brille mit freundlichen Augen an.

„Na, na," meinte er, „nur nicht Angst haben. Es wird nicht so schlimm sein. Gehen wir und den Patienten einmal an."

Nach der näheren Untersuchung wurde sein Gesicht ernst. Er schüttelte ein paarmal den Kopf und meinte dann:

„Fräuleinchen, da ist wahrscheinlich ein Scharlach im Anzug. Wir wollen hoffen, daß er leichterer Art ist. Wir haben jetzt mehrere Fälle von Scharlach in der Stadt. Meist tritt er mit Diphtherie auf. Sie sind ganz allein bei dem Jungen?"

„Sein Vater kommt heute zurück. Ist es gefährlich, Herr Doktor?"

Der Arzt zuckte die Achseln.

„Wie kann ich jetzt sagen, ob es gefährlich ist. Wir müssen abwarten. Scharlach tritt eben verschieden auf. Der Bursche hat mir zu hohes Fieber. Sehen Sie nur: 39.10. Das müssen wir herunterdrücken. Und vor allen Dingen darf Diphtherie nicht auftreten. Sie müssen mich sofort rufen lassen, wenn eine Aenderung eintritt, eine Erstickungsgefahr eintritt. Ein wenig Belag ist da."

Er verschrieb einige Rezepte und empfahl sich dann wieder.

„Am Nachmittag komm' ich wieder nachschauen."

Martina ging zur Bahn, um Heide abzuholen. Doch wollte sie vorderhand noch von ihrer Angelegenheit schweigen, um ihm Zeit zu lassen, die Nachricht von der schweren Erkrankung seines Kindes in sich aufzunehmen.

Heide kam ihr verändert vor, als er ihr flüchtig die Hand reichte. Er sah nicht gut aus, hatte einen unruhigen, besorgten Ausdruck in seinen dunklen, lebhaften Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein gemütlicher König

Neue Erinnerungen an König Georg von Griechenland, der bekanntlich oft als Kurgast in Aix-les-Bains weilte, werden eben veröffentlicht. In Aix hatte man immer wieder Gelegenheit, das schlichte, allem Aufwand abgeneigte Wesen des ermordeten Monarchen zu beobachten. Auf der Fahrt vom Hotel zu den Bädern bediente sich der König mit seinem Gefolge regelmäßig des Hotelomnibusses; als er eines Tages auf den bestellten Wagen zuschritt, stieg vor ihm eine fremde Dame ein, die offenbar nicht wußte, daß der Omnibus für den König reserviert war. Ein Herr des Gefolges wollte die Dame verständigen, aber König Georg verwehrte ihm das, er stieg ruhig mit seinem Gefolge ein, und der Wagen setzte sich in Bewegung. Unterwegs hörte die nichts ahnende Dame, wie einer der eingestiegenen Herren mit Majestät angeredet wurde; sie bekam einen heillosen Schreck: „Mein Gott, was habe ich getan, ich bin in den Wagen des Königs gestiegen, lassen Sie halten, lassen Sie halten!" Aber lachend beruhigte sie der König: „Aber um Gottes willen, gnädige Frau, weshalb erregen Sie sich, ein König ist ja keine ansteckende Krankheit."

Eines anderen Tages stand König Georg allein auf dem Bahnsteig des kleinen Bahnhofes, als ein Zug einlief. Aus einem Kupee dritter Klasse wurde er von einer derben Bäuerin angerufen: „Hier, Sie, sind Sie doch so gut und helfen Sie mir ein wenig!" Und als der König herbeikam, streckt ihm die Bäuerin eine derbe große Reisetasche und einen schweren Korb entgegen, die der König auch nimmt und gehorsam zum Wartesaal schleppt. Dem herbeieilenden Adjutanten winkte er ab; im Wartesaal aber hatte er erst noch eine lange Unterredung mit der Bäuerin, der er nur mit Mühe klar machen konnte, daß er auf ein Trinkgeld verzichtet.

— Der Heuchler. Millionärtochter (zum sehr verschuldeten Freier): „Ich glaube, Sie lieben mich nur meines Geldes wegen."

„Wie, Geld haben Sie auch?"

In Schottland kann man das Sprichwort hören: No herring, no wedding, d. h. von der Ergiebigkeit des Heringsfanges hängt die Zahl der Hochzeiten ab.

Aus Gasolin, Kerosene und Benzol hat man in England ein Brennmaterial hergestellt, das ebenso wirksam, aber bedeutend billiger sein soll, als Gasolin allein.

Abendfrieden.

Von Emma Roth.

Hast du den Tag so freudig verlebt,
Gibt du die Nacht
Hab nur kein Herz
Die Nacht gibt dir
Wenn über Welt und Tier sich Schlaf
Hab nun in friedlich
Auch deine Seele
Denn Sorge
Es schwebt Frieden
Es ruhen, als der Mond
Die Sterne und Geschöpfe
Hab Ruh' und Frieden.

Liliencron und der Schuster.

(Skizze von Paul Barsch.)

Das war damals, in den neunziger Jahren, als von Berlin aus der Ruf zu einer Sammlung für Detlev von Liliencron erging. Weil es dem herrlichen Dichter, dem Freiherrn von Gottes Gnaden, nicht gelingen wollte, von seinen unermeßlichen Besitzungen, die teils auf dem Mars, teils auf dem Monde, teils in andern Welten zerstreut lagen, Revenuen zu beziehen, hielten es einige seiner Verehrer und Bewunderer für eine Ehrenpflicht der Nation, ihm helfend beizuspringen. Denn „Geldnot ist, wie alle wissen, aller Qualen schrecklichste", klang es aus seinem bitteren und tollübermütigen Sange vom „Familientag" . . . Eigentlich sollte man die Erinnerung an die Ergebnisse jenes löblichen Aufrufs zu einer Ehrengabe, „gewidmet vom dankbaren deutschen Volke", nicht auffrischen. Sie wirkt gar zu beschämend für die Deutschen. Aber der Dichter erfuhr in jenen Tagen, so peinlich ihm auch die ganze Geschichte war, so manches herzerhebende Zeichen edler Zuneigung und Anerkennung, und es wäre schade, wenn diese kleinen Geschehnisse in Vergessenheit gerieten. Sie geben Zeugnis von hochbeglückenden Herzensandachten, die in der Stille zum Ruhme des Dichters und der Dichtung gefeiert werden. Etwas davon weiß ich aus eigenem Erleben zu erzählen und es sei hier kund getan.

Ein Schuhmachermeister aus Breslau sandte mir zehn Mark mit der freundlichen Bitte, sie einer Sammelstelle der Liliencronspende zu überweisen. Er wisse leider nicht, wo sich eine solche Stelle befinde, möchte aber doch ebenfalls sein Scherflein beisteuern. Er habe vor einiger Zeit einen Vortrag über Liliencron gehört, sich darauf die „Adjutantenritte" in der Buchhandlung gekauft und trage seitdem das Bild dieses großen Mannes immer vor den Augen und im Herzen. Zum Schluß bat er, daß sein Name verschwiegen bleibe, und daß ich zu seiner Gabe den Vermerk: „von Ungenannt" setzen möge. Als ich den schlichten Brief gelesen, aus dem ein vortrefflicher Mensch redete, war ich zu einer Treulosigkeit entschlossen. Ich hegte das Empfinden, als müsse sich Detlev von Liliencron über den Brief und die Ehrengabe dieses kleinen Werkmannes, der an Opferfreudigkeit alle deutschen Millionäre übertrumpfte, mehr freuen als über die ganze Sammlung. Von diesem Gefühle geleitet, sandte ich ihm beides zu, schrieb ihm, daß der Spender ein kleiner Schuster sei, und suchte mein schlechtes Gewissen mit dem Gedanken zu beschwichtigen, daß ihm ja das Geld gehöre, und daß ich den geraden Weg gewählt habe.

Ein Jahr später kam Meister Detlev als Gast der Freien literarischen Vereinigung nach Breslau. Eine seiner ersten Fragen am Bahnhof galt dem Schuster. Und als ihn die Freunde von dannen geführt hatten und gemütlich mit ihm im Kreise saßen, begann er abermals von seinem Schuster zu sprechen. Es sei doch etwas Eigenes und Großes, daß ein biederer Geschäftsmann und Handwerker, der sich mit Fleiß und Mühe redlich durchs Leben schlage und vielleicht auch manchmal darbe, noch Zeit finde, die Dichter seiner Nation zu lesen und zu lieben. . . Das sei in Deutschland etwas so Außerordentliches — das sei so rührend und erhebend, daß er schon dieses Schusters wegen mit großen Freuden nach Breslau gekommen sei. . . Meister Detlev fand keine Ruhe; ihn zog das Herz zum Schuster hin, und so machten wir uns auf den Weg. Wir erfragten und fanden den Spender der zehn Mark. Er stand in einem kleinen Laden zwischen allerlei Schuhwerk.

„Meine Name ist Liliencron!" begann der Dichter.

Der andere verstand ihn nicht, fragte nach den Wünschen des Gastes und blickte unwillkürlich nach dessen Stiefeln, weil er einen Käufer in ihm vermutete.

„Sollen's Gamaschen sein?" fragte er.

„Mein Name ist Liliencron", wiederholte mein Begleiter mit schärferer Betonung. Doch abermals purzelten die drei Silben des stolzen Namens so rasch hervor, daß jener sie nicht zu fassen vermochte. Nun trat ich ins Mittel und gab dem Schuster in kurzen Worten Bericht. Illiencron sollte nun für ihn gehen Blatt handeln; die Stimme versagte ihm jedoch und er griff nach den Händen des freudig überraschten Handwerkers. Wortlos schüttelten die beiden Männer einander mit ihrem Druck die Hände — eine gute Weile lang — und beiden Ob. hatte gegenseitig in die Augen, und die Augen wurden feucht. Dann wandte sich der Dichter erst mit einem fragen Blick an mich, verstoh mit Lichtstreifen, Schnelligkeit des Rehes. Es war hohe Zeit, weil ihn sonst, als er mit Sonnter Stimme erklärte, das Gefühl überwunden hätte.

„Ein solcher Händedruck tut wohl", sagte er und hob sich mit der Hand über die Augen. . . „O, die Zweifler! . . . Aber es gibt Ausnahmen, . . . es gibt wirklich Ausnahmen!"

Unter Aufsicht.

Kinder sollen beaufsichtigt werden; das heißt, man soll ab und zu darnach sehen, was sie tun und treiben; sie sollen Gelegenheit haben, sich jederzeit an den aufsichtführenden Erwachsenen wenden zu können. Man soll sie aber nicht beständig unter Aufsicht halten, sie auf Schritt und Tritt verfolgen, unaufhörlich tadeln und predigen, denn Kinder sind weder Idioten noch Gefangene.

Viele Erzieher halten es für bequem, ein anvertrautes Kind nicht aus den Augen zu lassen; sind sie doch sicher, es zum Beispiel von einem Ausfluge, durch diese Methode stets hell und ganz mit tadellos sauberer Kleidung wiederzubringen. Sind das die richtigen Gesichtspunkte für einen Aufsichtführenden? — Und dennoch glauben gerade solche Menschen ihre Pflichten voll und ganz erfüllt zu haben.

Das Kind soll und muß beaufsichtigt werden, um zu lernen, ohne Aufsicht zu sein. Es soll gehen lernen; es soll sich im Laufe der Jahre unmerklich eines Halles entwöhnen und fest in seinen Schuhen stehen, was immer auch ihm begegne.

Darum ist zur Aufsicht über Kinder nicht der Dümmste gut genug. Aufsicht muß mit Verständnis und Takt geübt werden, auch das ist eine Kunst, wenn auch keine schwere.

Das Kind ist ein kleiner Mensch, wie wir große Menschen sind; es geht festen Schrittes seinen kleinen Weg und läßt sich nicht beirren, denn es weiß, was es gerade will, aber es hat weder die Erfahrung, noch die Ueberlegung, Wirkungen seines Handelns vorauszusehen.

Wir können das und da müssen wir Erwachsene eingreifen. Das Kind tut, was ihm beliebt und gefällt; es soll aber lernen, das Rechte zu tun.

Die Erziehung des Kindes soll zur Selbsterziehung führen, die Aufsicht zur Aufsichtslosigkeit.

Uebertriebene Aufsicht üben häufig die sorgsamen Mütter selbst aus Angst, das Kind könnte fallen; es möchte ihm Unrecht geschehen; es könnte den reinen Anzug verderben. Stellt sich bald nach dem Beginn der Schulzeit die Notwendigkeit heraus, ein solches Kind allein irgendwohin schicken zu müssen, dann verzehrt sich die zärtliche Mutter vor Angst und zählt die Minuten bis zu seiner Wiederkehr. Ist aber unglücklicherweise das Kind unpünktlich, oft ohne eigene Schuld, so wird ihm keine Zeit gelassen, sich zu entschuldigen; es wird mit Schelten und Vorwürfen überhäuft, denn es muß büßen für die Aengste seiner Mutter.

Wenn man das Kind aber als kleinen Vollmenschen ansieht, wird man ihm Vertrauen schenken, die Gründe seiner Verspätung hören und alsdann tadeln, was tadelnswert ist, denn geschieht es nicht uns häufig, daß wir uns mit oder wider Willen verspäten?

Andere wieder kümmern sich zu wenig um die anvertrauten Kinder, lassen sie treiben, was ihnen beliebt; geschieht aber einmal ein kleiner Unfall, so wird mit Schelten und Schlägen nicht gespart; sie, die kleinen Unwissenden, werden verantwortlich gemacht für die Nachlässigkeit ihrer Erzieher und müssen die Strafe hinnehmen, die den Erwachsenen gebührt.

So ist Beaufsichtigen mehr verstehendes Führen, als fortwährendes Aufpassen; es ist mehr ein Nebenherals ein Hinterhergehen; es bezweckt, dem Kinde im Augenblick kindlicher Not, Gefahr und Verwirrung stets den Ratgeber zur Seite zu stellen, von Jahr zu Jahr weniger, nie aufgedrungen, meist gesucht oder doch aufmerksam gehört.

So erblüht unter der Aufsicht der Jugendjahre die freie Festigkeit und Selbstbeherrschung des erwachsenen Vollmenschen, der klaren Auges ins Leben schaut und weiß, was er will, weil er will, was er soll.

— Klebrig. Chef: „Ist der Leimreisende denn immer noch nicht draußen?"

Hausknecht: „I bewahre . . . der klebt noch am Treppengeländer!"

— Stolzes Bewußtsein. Rekrut: Heute nannte mich mein Leutnant einen Pfadfinder: auf dem Gebiete der Dummheit.

Beim Zeitungskönig.

Der Inhaber der „Times", der „Daily Mail", der „Daily Mirror" und einer großen Reihe anderer Londoner Zeitungen und Zeitschriften, Lord Northcliffe, kann niemand den Zutritt zu seinem „Zeitungskönig" Heilig machen. Er bei ihr unbeschränkt, als sich erwarten, wie er denn auch in sehr langen Jahren mit Zeitungsunternehmungen angefangen hat. Als Lehrlinger Schreiber nämlich hat er seine erste Zeitung gegründet. Während derselben hat er jemals einem Vertreter der „Lecturer zum Zweck" erzählt, und in diesem Gespräche hat er sich auch sehr ausführlich über sein Leben und seine Arbeit, seine großen Zeitungsunternehmungen und die Zukunft des Zeitungswesens, wie sie ihm vorschwebt, geäußert.

Seine erste Zeitung, das „School Magazine", war eine Wochenschrift, die handschriftlich hergestellt wurde. Dem damaligen Alfred Harmsworth sagte man gar, er würde keinen Erfolg mit dem Unternehmen haben, allein die Prophezeiung traf nicht ein. Mit dem ihm eigenen Optimismus veröffentlichte er in der ersten Nummer die Nachricht, „er erfahre aus guter Quelle, daß die neugegründete Zeitschrift einen noch nie dagewesenen Erfolg haben werde," und in der zweiten konnte er mitteilen, daß seine Voraussagen eingetroffen und die Erfolge der jungen Zeitschrift unbestreitbar seien. Die Zeitschrift fing bald an, sich bezahlt zu machen, und in der vierten Nummer konnte das Erscheinen einer besonderen, als „Feriennummer" bezeichneten Luxusausgabe angezeigt werden. Es versteht sich von selbst, daß Alfred Harmsworth, obwohl seine Familie ihn in die Juristerei hineinstecken wollte, beim Zeitungsbetriebe blieb. Ein Verleger bot ihm nämlich die Redaktion einer Schulzeitschrift an, und er ging darauf ein, und mit 17 Jahren hatte er als Chefredakteur bereits ein Einkommen von 1000 Dollars. Mit 22 Jahren führte er seinen ersten großen Schlag; er gründete die „Answers", die bekannte englische Wochenschrift, die für den billigen Preis von einem einzigen Penny wirklich erstaunlich viel bietet. Der zukünftige Zeitungskönig steckte sein ganzes Kapital, $8,750, in dieses Unternehmen. Leute vom Fach meinten zwar, er werde sein ganzes Geld einbüßen und damit in der Welt der Zeitungen unmöglich werden, allein bald zeigte sich, daß Alfred Harmsworths Spekulation durchaus richtig war: in überraschend kurzer Zeit brachte die junge Wochenschrift es auf eine Auflage von 100,000 Exemplaren, und heute erscheint sie in einer Auflagehöhe von über einer Million! So etwas ist freilich nur in England möglich, so urteilt Lord Northcliffe hierüber selbst, weil die Bevölkerung Englands zum größten Teil in den Städten lebt. Die Ansammlung großer Menschenmengen in den Städten ist „schlecht für die Nation, aber gut für die Zeitungen".

Heute ist Lord Northcliffe Besitzer so vieler Zeitungen und Zeitschriften, daß er sie selbst kaum alle lesen kann, und doch leistet er mit erstaunlicher Arbeitskraft diese Riesenarbeit. Mit allen steht er dauernd in innigster Verbindung. Er steht, wie er erzählt, früh morgens um 6 Uhr auf und liest dann bis 9 Uhr „seine" Zeitungen, will sagen, Tageszeitungen, Wochen- und Monatsschriften; dabei diktiert er seinem Sekretär seine Bemerkungen, und Kritiken, und Lob, Tadel und Ratschläge werden täglich den einzelnen Redakteuren übermittelt. Auch während seiner Reisen — Lord Northcliffe ist ein Drittel des Jahres hindurch, immer im Automobil, auf Reisen — liest er seine eigenen Zeitungen und arbeitet sie gründlich durch. Der Zeitungsbetrieb Lord Northcliffes ist allmählig so groß geworden, daß der Zeitungskönig daran denken mußte, sich von der Papierfabrikation und allen übrigen Industriezweigen, die für die Zeitungen unentbehrlich sind, unabhängig zu machen: er braucht nämlich jährlich mindestens für 5 Millionen Doll. Papier, und darum hat er vor einigen Jahren in Neufundland einen Wald von 5,500 Quadratkilometer Größe angekauft, der nur für seine Zeitungen den Rohstoff für das Papier liefert. Dort ist auch die große Papierfabrik, die das gefällte Holz weiter verarbeitet. Maschinen von 25,000 Pferdekräften können in 24 Stunden 50,000 Baumstämme verarbeiten und machen daraus Papierschliffmasse, die in England weiter verarbeitet wird. In der neuen Welt ist ein ganzes Heer von Arbeitern für Lord Northcliffes Zeitungen tätig. Die Papierschliffmasse gelangt dann nach Gravesend an der Themsemündung in Lord Northcliffes Papierfabrik, die monatlich 5000 Tonnen Papier liefert. Auch die Druckerschwärze für Lord Northcliffes Zeitungen stellt der Zeitungskönig im eigenen Betriebe her: es ist jährlich für beinahe $250,000.

Das Forstgebiet Canada's umfaßt ungefähr 800,000,000 Acres.

Kultkraft in Zahlen.

Rechnung der Sport- und Turnerschaft Deutschlands.

Zahlen bedeuten nichts, aber wenn sie miteinander aufmarschieren und sich dann Kinder eine andere Zahl setzen, werden sie staunenswerte Gebilde. Zahlen unter diesen bildlichen Formen Menschen vorgeführt werden, erregen sie das heiße Gefühl unendlicher Kraft. Unwiderstehlich ist ein solcher Eindruck beim Unterricht über die Kraft der deutschen Sport- und Turnbewegung. Er bringt das gewaltig um so mehr auf, weil fürglich die beiden großen Körperschaften in einer zwiefachen Erhebung, wie sie vorher nie in Deutschland gesehen wurde, vor die Oeffentlichkeit getreten sind, das erstemal bei der Olympiade in Berlin und das zweitemal beim Deutschen Turnfest in Leipzig, wo alle vereint unter dem Zepter des Reichsausschusses für Olympische Spiele, hier die Turner allein unter dem Banner Jahns.

Welche Mannigfaltigkeit der Kraftübung redet zugleich aus diesen Zahlen! Die Riesenmasse spaltet sich in zwei große Heere, von denen das eine das Wasser und das andere das Land als sein Element betrachtet, und jedes Heer zergliedert sich wieder in die festgeschlossenen Einheiten der Verbände. Die sich dem Strom und See verschrieben haben und auf das Wort des alten Weisen schwören, daß das Wasser allezeit das Beste ist, teilen sich wieder in 22,000 Eisläufer und 30,000 Schlläufer, die auf Eis- und Schneefeldern Kraft suchen, in 25,000 Ruderer, die in lustiger Fahrt ihre Stärke messen, und 50,000 Schwimmer, denen das kräftigende Bad so notwendig ist wie das tägliche Brot. Noch größere Massen bilden die Landtruppen. 5000 üben im Golf, 30,000 im Tennis und ebensoviele im Hocken, 6000 stählen im Fechten die Muskeln, 50,000 heben zu Rad die Kraft der Beine, 100,000 Fußballer tummeln sich im leichtbeweglichen Rasenturnier, und 175,000 Athleten, 60,000 von leichtem und 115,000 von schwerem Gewicht, drängen die Leiber aneinander im Ringkampf. Alle diese Mengen aber verschwinden vor dem Riesenheer der deutschen Turnerschaft. Nach der neuesten Erhebung beträgt die Zahl der über 14 Jahre alten männlichen Vereinsangehörigen 1,123,536, das ist 59,984 mehr als im Vorjahr. Dazu kommen noch 68,148 Frauen, 90,548 Knaben und 32,229 Mädchen als Vereinsmitglieder, so daß die Gesamtsumme der deutschen Turnerschaft jetzt 1,315,461 Mitglieder umfaßt.

Ciceros Verleger.

In einer Studie über „das Buch bei den Griechen und Römern" beschäftigt sich W. Schubart auch mit den antiken Verlagsverhältnissen und kommt dabei zu dem Ergebnis, daß damals ebensowenig große Autorenhonorare gezahlt wurden, wie sie heute gezahlt werden. Freilich bestand ein Unterschied zwischen den Verlegern wissenschaftlicher und literarischer Werke. Während Ciceros Verleger Atticus seinem hochgeschätzten Autor keine Honorare zahlen konnte, weil er durch die unerlaubten Abschriften große Einbuße an seinen Einnahmen erlitt, berichtet Horaz, daß seine Verleger an ihm zu reichen Leuten geworden seien. Im wesentlichen haben sich die Verlagsverhältnisse von heute nicht sonderlich gegen die Verlagsverhältnisse vor zweitausend Jahren geändert.

Junge Schriftsteller, ob sie nun Gelehrte oder Dichter waren, schätzten sich glücklich, wenn sie überhaupt einen Verleger fanden, der ihre Werke abschreiben und verbreiten ließ, und legten daher notgedrungen kein sonderliches Gewicht auf eine Honorarzahlung. In Rom, wo man sonst das Eigentum mit strengen Vordnungen schützte, gab es keine Gesetze, die das unbefugte Abschreiben von Büchern mit Strafe belegten, und so waren die Verleger des alten römischen Reiches den Abschreibern wehrlos ausgeliefert. Besonders wenn ein Werk eines begehrten Verfassers erschien, und Cicero war ein außerordentlich gesuchter Autor, spitzten sich die Federn der Abschreiber, und alle Klagen und Beschwerden des Atticus konnten keine Abhilfe schaffen. Für den Verleger Ciceronianischer Schriften war es besonders unangenehm, daß Cicero, wie auch so manche Autoren unserer Zeit, in den ihm zur Korrektur überlassenen Bogen solche Streichungen und Aenderungen vornahm, daß eine völlige Neuherstellung billiger wurde, als eine korrigierte, und es ist sogar überliefert, daß Atticus einst seine Abschreiber zu sämtlichen Käufern einer Schrift des Cicero hingesandt habe, um in dem Text, den der berühmte Redner und Philosoph noch nach der Ausgabe geändert hatte, die gewünschten Verbesserungen vorzunehmen.

Die Wiener Anthropologische Gesellschaft ernannte den berüchtigten Ignoranten und Deutschenfresser de Quatrefages, den Entdecker der „race prussienne", zum Ehrenmitglied.